
Lektion II

Soziales Handeln und seine Grundlagen: Normen, Werte, Sinn

Bernhard Schäfers

Inhalt

| | | |
|-----|---|----|
| 1 | Soziales Handeln – mehr als nur ein Hauptbegriff | 24 |
| 2 | Zur Anthropologie des sozialen Handelns | 25 |
| 2.1 | „Natur“ und Sozialnatur des Menschen | 25 |
| 2.2 | Soziologie und Anthropologie | 26 |
| 2.3 | Handlung – anthropologisch betrachtet | 28 |
| 2.4 | Der Raumbezug des Handelns | 29 |
| 3 | Die Normativität des sozialen Handelns | 30 |
| 3.1 | Der Normbegriff und seine anthropologischen Grundlagen | 30 |
| 3.2 | Sozialwissenschaftliche Differenzierung des Normbegriffs | 33 |
| 3.3 | Verstärkung von Normen durch Sanktionen | 35 |
| 3.4 | Verfestigung von Normbündeln zu sozialen Rollen | 35 |
| 3.5 | Handlungstypen und Orientierungsalternativen des Handelns | 37 |
| 4 | Werte und Wertbezogenheit des sozialen Handelns | 39 |
| 4.1 | Normen und Werte | 39 |
| 4.2 | Wertwandel | 40 |
| 5 | Sinn | 41 |
| 5.1 | Vielschichtigkeit des Sinnbegriffs | 41 |
| 5.2 | Doppelpoligkeit von Sinn | 43 |
| 5.3 | Die Selektionsleistung von Sinn für die Orientierung | 44 |
| | Informationsteil | 45 |

1 Soziales Handeln – mehr als nur ein Hauptbegriff

Soziales Handeln
als zentraler
Gegenstand

Wie jede andere Wissenschaft, die sich als eigenständige Disziplin abgrenzen lässt, erfasst auch die Soziologie analytisch einen bestimmten Ausschnitt aus der dem Menschen zugänglichen Realität. Ein grundlegender Bereich der von der Soziologie zu erklärenden Wirklichkeit ist das **soziale Handeln** in allen seinen Dimensionen. Das Adjektiv „sozial“ heißt in soziologischer Perspektive: auf den oder die Mitmenschen (lat. *socius* = Gefährte) bezogen, also zwischenmenschlich. Zum sozialen Handeln gehören der unmittelbare Austausch mit anderen Personen ebenso wie die über Gruppen und Organisationen, Institutionen und „die“ Gesellschaft vorstrukturierten Beziehungsmuster.

Regelhaftigkeit
des Handelns

Damit ist der in alltäglichen, öffentlichen und privaten Situationen zu beobachtende Tatbestand gemeint, dass das soziale Handeln der Menschen nach bestimmten Regeln und in bestimmten Formen abläuft und dass diese eine gewisse Konstanz erfordern. Diese Zusammenhänge sind für jedes Individuum einsichtig, da praktisch erfahrbar und kognitiv nachvollziehbar.

Mit diesem Alltagsverständnis kann sich die Soziologie jedoch nicht zufrieden geben. Sie fragt nach den Grundlagen der wechselseitigen Orientierung des Verhaltens und den Bedingungen seiner Kontinuität. Bei der Erläuterung dieser Grundlagen kommt den Begriffen Norm, Wert und Sinn zentrale Bedeutung zu.

Bereits diese Hinweise machen deutlich, dass der Begriff soziales Handeln mehr als nur ein Hauptbegriff der Soziologie ist: Er ist ihr Gegenstandsbereich. Soziales Handeln umfasst die Vielfalt der menschlichen Lebenswelt. Der Begriff ist zwar auf den Mikrobereich des Sozialen bezogen, auf das soziale Handeln in annehmbaren sozialen Situationen, er ist aber zugleich auch die Basis des sog. Mesobereichs: der Institutionen und Organisationen, und schließlich der Makroebene: der Gesellschaft und Weltgesellschaft.

Webers Definition
von sozialem
Handeln

Aus diesem Grund wird Soziologie auch als „Wissenschaft vom sozialen Handeln“, den darauf basierenden sozialen Figurationen (mit einem Begriff von Norbert Elias; vgl. Bd. 2 und 3 des „Einführungskurses Soziologie“) und sozialen Gebilden verstanden. Die bekannteste Definition, die sich für die Soziologie als Wissenschaft findet, stammt von Max Weber (1864–1920); er stellte sie programmatisch als § 1 den „Soziologischen Grundbegriffen“ voran: „**Soziologie** (...) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚**Soziales**‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches

seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (Weber 2002: 653).

Die Individuen orientieren sich aber nicht nur am Verhalten anderer. In der Theorie der sozialen Strukturierung geht Giddens (1997) von einer Dualität von Handlung und Struktur aus: Gesellschaftliche Strukturen gehen in die Handlungen eines Individuums ein, gleichzeitig werden entsprechende Strukturen durch individuelles Handeln geschaffen. Die Individuen besitzen zwar die Fähigkeit, ihr Handeln zu steuern, dieses unterliegt aber bewussten und unbewussten Rahmenbedingungen. Handeln kann des Weiteren intentional erfolgen – das Individuum ist sich der Wirkung seiner Handlung bewusst –, aber auch nicht-intentional: Der Handelnde kann die Folgen seiner Handlung nicht bzw. nicht vollständig abschätzen.

Theorie der
sozialen
Strukturierung

Eng verbunden sind bei Giddens die Begriffe Handeln und Bewusstheit. Er unterscheidet zwischen den unbewussten Motiven des Handelns, dem praktischen Bewusstsein, das implizit von den Individuen angewendet wird, ohne es zu reflektieren (Routinen), sowie dem diskursiven Bewusstsein, das Handeln rationalisiert bzw. begründet.

Die Komplexität des Gegenstandes „soziales Handeln“ wird dadurch gesteigert, dass in alle Aussagen hierzu Annahmen (bzw. Erklärungen) über die „Natur des Menschen“ und seine Organausstattung wie über die Struktur der Psyche eingehen. Darum wird den Ausführungen über die Bedeutung von Norm, Wert und Sinn für das soziale Handeln ein Kapitel vorangestellt, das deren anthropologische Grundlagen erläutert.

2 Zur Anthropologie des sozialen Handelns

2.1 „Natur“ und Sozialnatur des Menschen

Beobachtungen und Betrachtungen zur „Natur“ des Menschen und zum Menschen als Sozialwesen stehen mit am Beginn der abendländischen Philosophie. Wenn Aristoteles (384–322 v. Chr.) den Menschen definierte als *zoon politikon* oder Thomas von Aquin (1227–1274) ihn als *animal sociale* bezeichnete, dann wird in die Wesensbestimmung des Menschen seine Fähigkeit zum Gemeinschaftshandeln und sein Angewiesensein auf das Soziale mit hineingenommen.

Der Mensch
als Sozialwesen

Auch die Sonderstellung des Menschen im Vergleich zur Tierwelt war in der Antike Anlass für differenzierende Überlegungen. Bereits Poseidonius (ca. 135–51 v. Chr.), Stoiker und Lehrer Ciceros, gebrauchte den Begriff von der „zweiten Natur“ des Menschen. Damit war die Frage nach der „eigentlichen“

Zweite Natur
des Menschen

Natur des Menschen und wie sich seine erste (biologische) Natur zur zweiten Natur – der Mensch als Sozial- und Kulturwesen – verhält, unabweisbar geworden.

Die Paläoanthropologie, die Wissenschaft von der Entwicklung und den Frühformen des Menschen, unterscheidet in ihrer Systematisierung der menschlichen Stammesgeschichte rein begrifflich Stufen der Verschmelzung dieser beiden Naturen: Dem *homo habilis* (vor ca. 3 Mio. Jahren) folgt der *homo erectus* (vor ca. 1 Mio. Jahren) und diesem schließlich der *homo sapiens* (vor ca. 100 Tsd. Jahren).

Aber was ist die Natur des Menschen, wenn seit dem Auftreten des *homo sapiens* die Akkumulation von immer mehr Wissen und Können sowohl den Evolutionsprozess beschleunigt als auch die „Natur“ des Menschen verändert?

Vom *homo sapiens*
zum *homo socio-*
logicus

Alle Wesensbestimmungen des Menschen erfassen immer nur einzelne Aspekte, wofür neben den genannten weitere Differenzierungen des heute lebenden Menschen, des *homo sapiens sapiens* (seit etwa 50 Tsd. Jahren), stehen:

- ▶ *animal symbolicum* (Ernst Cassirer 2007): der Mensch als ein auf Symbole angewiesenes Lebewesen; der Evolutionsprozess als Geschichte der Entwicklung immer komplexerer, informationssteigernder Symbolsysteme;
- ▶ der *homo oeconomicus* der liberalen Wirtschaftstheoretiker seit dem 18. Jahrhundert (ebenfalls mit Anspruch auf universale Gültigkeit);
- ▶ der *homo sociologicus* (Dahrendorf 2006): der Mensch als rollenspielendes, vergesellschaftetes Wesen.

Die weiteren Erörterungen zur „Natur“ des Menschen könnten mit Immanuel Kants (1724–1804) drittem Satz seiner „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ zusammengefasst werden: „Die Natur hat gewollt, dass der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe“. Und im sechsten Satz ergänzt Kant: „Die Rolle des Menschen ist also sehr künstlich“. Damit ist alles gesagt, aber nichts erklärt. Was bedeutet diese „Künstlichkeit“, diese Kulturangewiesenheit für das einzelne Individuum?

2.2 Soziologie und Anthropologie

Die Soziologie hat die anthropologischen und philosophischen Fragen nach „Wesen und Wirklichkeit des Menschen“ neu zu stellen. Sie nimmt die Ergebnisse der morphologischen, der biologischen, sozialen und philosophischen Anthropologie nur insoweit auf, als sie für die Erklärung der Besonderheiten des Handelns unabdingbar sind.

Bekannte Vertreter einer durch die Ergebnisse der (philosophischen) Anthropologie fundierten Soziologie sind Max Scheler (1874–1928), Helmuth Plessner (1892–1985) und Arnold Gehlen (1904–1976).

Nach den Aussagen der philosophischen Anthropologie, vor allem des für die Soziologie einflussreichen Arnold Gehlen, ist der Mensch „das handelnde Wesen“ (Gehlen 1993: 30). Nach Gehlen

Aussagen der
philosophischen
Anthropologie

- ▶ ist der Mensch im Vergleich zum Tier ein instinktverunsichertes und instinktreduziertes Wesen; eine sichere Handlungsführung bekommt er nur über von ihm selbst geschaffene Institutionen („was die Instinkte beim Tier sind, sind die Institutionen beim Menschen“; vgl. Lektion VIII). Gehlen verweist auf Johann Gottfried Herder (1744–1803), der den Menschen als „Mängelwesen“ bezeichnet hatte; er sieht im aufrechten Gang einer bestimmten Primatenart und dem damit möglichen freien Gebrauch der Hände und des freien Blicks die Voraussetzung der Menschwerdung (vor ca. 3 bis 4 Mio. Jahren); Helmuth Plessner setzte hierfür die „Dominanz des Auge-Hand-Feldes“ voraus (1985);
- ▶ hat der Mensch einen großen Triebüberschuss, der kulturschaffend sein kann, aber ohne Institutionen (Regeln) leicht in „aggressive Destruktivität“ (Gehlen) umschlägt;
- ▶ ist der Mensch durch eine hohe „Plastizität“ (Formbarkeit) der Antriebe charakterisiert;
- ▶ gibt es zwischen Handlungsantrieb (Reiz) und Handlung einen sog. „Hiatus“ (Kluft), die moralisch-ethisch oder rein pragmatisch gesteuerte Handlungshemmung durch Reflexion, Besinnung etc.;
- ▶ ist der Mensch „weltoffen“, ein Neugierwesen (vgl. zu vorstehenden Aussagen Gehlen 1993 und Gehlen 1993a).

Gehlen ist anthropologischer Pessimist. Funktionstüchtige Institutionen und ein starker Staat sind für ihn notwendige Voraussetzungen, die jederzeit gefährdete Triebnatur des Menschen zu „bändigen“. Sein wertkonservativer Standpunkt wurde vielfach kritisiert (vgl. z. B. Honneth/Joas 1980).

Bei Gehlen wird eine gewisse Gefahr der philosophischen Anthropologie (wie auch der Ethologie, der vergleichenden Tierverhaltensforschung) deutlich:

Konsequenzen
pessimistischer
Anthropologie

- ▶ dass Seinsaussagen über die menschliche Natur in Sollaussagen (z. B. der Notwendigkeit eines starken Staates, eines „Leviathan“, Thomas Hobbes) umschlagen können;
- ▶ dass Aussagen über die kaum feststellbare „Natur“ des Menschen zu Normaussagen über das daraus folgende notwendige Verhalten und die Beschaffenheit von Institutionen werden;

- dass die Anthropologie ihren Euro- und Ethnozentrismus nicht überwunden hat.

2.3 Handlung – anthropologisch betrachtet

Besonderheiten menschlichen Handelns

Einige Besonderheiten der Handlung, der für den Menschen typischen Form des Sicheinlassens auf Welt und zwischenmenschliche Beziehungen, können wie folgt zusammengefasst werden:

- Der Mensch handelt immer aus einer gewissen Distanz heraus, aus einem nie vollen Eingepasstsein in seine Welt (die philosophischen Begriffe des Geworfenseins und der Entfremdung haben hier ihren Ursprung). Helmuth Plessner (1985: 56f.) erläuterte dies mit dem Begriff der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen: die Differenz von Leibsein und Körperhaben und damit die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt werden zu können (eigene Reflexivität);
- Handeln ist immer eine Verschränkung von Innen und Außen, von konkreter Situationsbewältigung und den Überzeugungen, dem Willen und Motiven einer bestimmten Person. Geht beides ineinander auf oder ineinander über, so könnte man von sozialer Harmonie sprechen (z. B. in der Übereinstimmung von zwei Willenserklärungen, von festgestellten gleichen Überzeugungen, Neigungen usw.). Fehlt es an dieser Übereinstimmung, so sind alle Formen von Dissens und Abweichung möglich, ebenso aber Rückzug aus Handlungssituationen;
- das Handeln vollbringt eine für den Menschen notwendige Strukturierungsleistung: Die in die Umwelt nicht eingepasste Motorik, die reizüberflutete Wahrnehmung mit ihrem Reflexions- und Deutungsüberschuss und die „Zerstreutheit der Begierden“ (Gehlen) erfordern eine bewusste Auswahl (**Selektion**) und eine gut trainierte Motorik, die eine gewisse Regelmäßigkeit und Angepasstheit auf erlernter Basis erlauben.

Die besonderen Selektionsleistungen, die Menschen im Handeln vollbringen, werden mit den Begriffen Sinn, Norm und Wert erläutert. Mit der Explikation dieser Begriffe ist auch der Sprung vom Einzelwesen Mensch in das Gattungs- und Sozialwesen getan. Denn ein einzelnes Individuum kann nicht das hervorbringen, was mit diesen Begriffen an Sozialität (an vorausgesetzter Gemeinschaftsbezogenheit) des Menschen zum Ausdruck kommt. Diese auch erkenntnistheoretisch wichtigen Feststellungen können am besten mit Karl Marx' (1818–1883) 6. These über Feuerbach zum Ausdruck gebracht werden: „Das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes

Der Mensch als „Ensemble ge- sellschaftlicher Verhältnisse“

Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Marx 2004: 340).

Zwei weitere Sentenzen, die die unauflösbare Verschränkung von Innen und Außen, von Individualität und Sozialität zum Ausdruck bringen, seien genannt: Bei Novalis (1772–1801) heißt es: „Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft“; und bei Sigmund Freud (1856–1939): „Jede Gesellschaft ist ein umfangreicher Mensch“.

2.4 Der Raumbezug des Handelns

Der Raum bzw. das Verhalten im Raum lassen sich aus anthropologisch-soziologischer Sicht wie folgt differenzieren: Bei Tieren wie bei Menschen haben wir von einem bestimmten Territorialverhalten auszugehen, das jedoch beim Menschen eine viel höhere Variabilität zeigt als beim Tier. In der philosophischen Anthropologie und der vergleichenden Tierverhaltensforschung ist dieser Unterschied mit der Einsicht verbunden, dass der Mensch Welt, das Tier hingegen Umwelt habe. Der Mensch ist durch Weltoffenheit, verbunden mit Umwelt- und Raumoffenheit, gekennzeichnet, das Tier durch Umweltgebundensein an ein bestimmtes Territorium.

Territorial-
verhalten
beim Menschen

Anthropologisch-soziologisch grundlegende Darstellungen der menschlichen Territorien und der typischen Raumnutzungsmuster finden sich bei Erving Goffman (1922–1982) in seinem Werk „Das Individuum im öffentlichen Austausch“ und bei Edward T. Hall (geb. 1914).

Hall (1976) unterscheidet vier grundlegende Distanzen:

- 1a) „die intime Distanz – nahe Phase“; körpereigen und hautnah; Berührungen bedürfen der Übereinkunft und Einwilligung;
- 1b) „die intime Distanz – weite Phase“; ca. 15–45 cm; ein Eindringen in diesen körpereigenen Raum bedarf der – kulturspezifischen – Verständigung;
- 2a) „die persönliche Distanz – nahe Phase“; ca. 45–75 cm; andere Menschen sind quasi noch in Griffweite; so erlauben nur besondere Situationen – z. B. im Kino – ein Eindringen in diesen Distanzbereich;
- 2b) „die persönliche Distanz – weite Phase“; ca. 75–120 cm; hier werden die anderen bereits „auf Armlänge“ ferngehalten; „die Grenze der körperlichen Herrschaft im eigentlichen Sinn“ ist erreicht;
- 3a) „die soziale Distanz – nahe Phase“; ca. 120–220 cm; dies sei die Entfernung für die Abwicklung unpersönlicher Geschäfte;
- 3b) „soziale Distanz – weite Phase“; ca. 220–360 cm; die Distanz signalisiert eine gewollte Formalisierung der interpersonalen Aktivitäten (z. B. Büro des Chefs);

- 4a) „öffentliche Distanz – nahe Phase“; ca. 360–750 cm;
- 4b) „öffentliche Distanz – weite Phase“; über 750 cm.

Alle vier Distanzen haben mit spezifischen Empfindlichkeiten des menschlichen Raumverhaltens zu tun; sie nehmen von den Extremitäten (z. B. Armlänge) und dem Gesichtswinkel der Wahrnehmung wie den anderen Sinnesorganen (Geruchssinn) ihren Ausgang.

Ergänzend zu den Erklärungen in Schaubild 1 (S. 31) lassen sich einige Gemeinsamkeiten im Hinblick auf die Differenzierungen der *Territorien des Selbst* nennen:

- ▶ sozial wie kulturell und epochenspezifisch gibt es eine bestimmte Variationsbreite, die jedoch nicht beliebig ist: je näher man jemandem „auf den Leib/die Haut rückt“, desto kritischer und empfindlicher werden die Distanzen gewahrt;
- ▶ kulturspezifisch gibt es z. B. in Japan einen anderen Umgang mit Nähe/Dichte als in Deutschland;
- ▶ der soziale Status eines Individuums zeigt sich auch im Umfang des Territoriums, das von ihm behauptet wird und in den Formen der Kontrolle.

Territorien des Selbst haben einen doppelten Zweck: Vermeidung von unerwünschter und unerwarteter Berührung einerseits, von unberechtigten Vermischungen von Besitzansprüchen andererseits. Territorien dienen letztlich der Aufrechterhaltung einer bestimmten Identität durch Markierung von Grenzen optischer, verhaltenspsychischer und sonstiger Art. Begriffe wie intim, privat, öffentlich, Dichte, Enge sind immer auch als Positionierung von Menschen im Raum und als Distanzwahrung zu anderen Menschen aufzufassen (vgl. über diese Zusammenhänge in der Architektur: Schäfers 2014).

3 Die Normativität des sozialen Handelns

3.1 Der Normbegriff und seine anthropologischen Grundlagen

Der Begriff Norm kommt aus dem Lateinischen und bedeutet: Winkelmaß, Richtschnur, Regel. Wir finden Normen in der Ethik und damit in den „Standards“ des Sozialverhaltens, der Ästhetik und Logik, der Technik (DIN-Normen) und der Alltagspragmatik.

Wenn Normen sagen, wie etwas beschaffen sein sollte, handelt es sich um „normative Urteile“, im Gegensatz zu Tatsachenurteilen. Was einer Norm entspricht, heißt normal; was ihr widerspricht abnorm, anormal.

Schaubild 1 Vom Territorium des Selbst zum öffentlichen Raum

| Hülle | Besitzterritorium | Persönlicher Raum | Benutzungsraum | Box | Halböffentlicher Raum | Öffentlicher Raum |
|--|---|---|--|--|---|---|
| „die Haut, die den Körper schützt, und die Kleider, die die Haut bedecken“ | Gegenstände, „die als mit dem Selbst identisch betrachtet werden können und die den Körper umgeben“ | „der Raum, der ein Individuum überall umgibt“ | „Territorium unmittelbar um oder vor einem Individuum“ | „der deutlich begrenzte Raum, auf den Individuen temporären Anspruch erheben können“ | begrenzter Raum, in dem Individuen sich temporär begegnen | Raum, der durch die Möglichkeit der Begegnung geprägt ist |
| Distanz: | | | | | | |
| Intimität; direkter Kontakt | intime Distanz; oft mit Körperkontakt | persönliche Distanz; individuell, bezogen auf eine Person | persönliche Distanz; bezogen auf den Nutzungsraum | persönliche Distanz; bezogen auf ein Nutzungsobjekt | öffentliche Distanz; Möglichkeit begrenzter eigener Territorien | öffentliche Distanz; weiträumige eigene Territorien |
| Beispiel: | | | | | | |
| kulturelle Bedeutung von Nacktheit, Scham, Kleidung | „persönliche Habe“: Kleidung, Handtasche | Verhalten im Fahrstuhl | Galeriebesucher vor einem Bild | begehrter Sitzplatz in der Oper, Liegestuhl | Café, öffentliche Verkehrsmittel | öffentliche Plätze und belebte Straßenräume, Parks |

Quelle: In Anlehnung an: E. Goffman 2005; E. T. Hall 1976
Entwurf: Bianca Lehmann

Soziale Normen =
explizit gemachte
Verhaltensregeln

Für den sozialen Bereich bzw. das soziale Handeln können Normen definiert werden als explizit gemachte Verhaltensregeln, die Standardisierungen – und damit Handlungswiederholungen und -erwartungen – ermöglichen.

Soziale Normen sind, wie das soziale Handeln, für die Soziologie ein „transzendental“ (Kant) vorauszusetzender Bestandteil ihres Gegenstandsbereichs. Der Begriff der sozialen Norm könne nicht aus anderen Begriffen abgeleitet werden; in ihm stelle sich gewissermaßen das ‚Urphänomen‘ des Sozialen dar, so Rene König (1906–1992).

Dinghaftigkeit
sozialer Tatsachen
als Basis der
Normativität

Wie bei anderen Begriffen und theoretischen Ansätzen der Soziologie kann auch für die Normativität des Sozialen ein Klassiker genannt werden: der französische Soziologe Émile Durkheim (1858–1917). Für ihn besteht das Soziale in einer geradezu dinghaft feststellbaren Realität, die ihre Basis in der Normativität des sozialen Handelns hat. In den „Regeln der soziologischen Methode“ definierte Durkheim diese Dinghaftigkeit und damit die Verpflichtungsstruktur des Sozialen wie folgt:

„Ein *sozialer Tatbestand* (*fait social*) ist jede mehr oder minder festgelegte Art des Handelns, die die Fähigkeit besitzt, auf den einzelnen einen äußeren Zwang auszuüben; oder auch, die im Bereich einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftritt, wobei sie ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt“ (Durkheim 2007: 114).

Unterscheidung
von Sinn
und Norm

Wird der **Sinnbegriff** vor allem vom Individuum her gedacht und steht dabei als Frage im Mittelpunkt, welchen (subjektiven) Sinn dieses Individuum mit seiner Handlung verbindet, so ist der Normbegriff eine Kategorie, die zu nächst von außen an das Handeln herangebracht wird. Aber Normen sind gleichwohl nicht nur etwas Äußeres oder Fremdes: Alles, was über die anthropologischen Grundlagen des Handelns und über den Sinnbegriff gesagt wurde, könnte zur Erläuterung des Stellenwerts sozialer Normen wiederholt werden. Der großen Plastizität der menschlichen „Natur“ entspricht der Zwang zur Gestaltung, d.h. zur Normierung. Soziale Normen begrenzen die „Willkür“ in der Beziehung der Menschen zueinander. **Normierung** heißt hier: Institutionalisierung verbindlicher Regeln und Standards; Ausschluss anderer Möglichkeiten. Mit jeder Normierung ist also eine Selektion verbunden, diese ist wiederum ein Grundprinzip der sozialen Strukturbildung. Dadurch ermöglichen Normen die vorwegnehmende „Konstruktion“, z. B. in Gedanken, von Handlungsabläufen. Sie müssen also von der individuellen Besonderheit abstrahieren; sie repräsentieren das Allgemeine, das „Typische“ von Handlungen.

Normierung führt
zu Institutiona-
lisierung und
Strukturbildung

Die wechselseitige Orientierung des Handelns mehrerer Individuen und der Aufbau von sozialen Beziehungen (angefangen bei der Paarbeziehung,

der sog. Dyade, bis hin zu komplexen Organisationen) sind also nur möglich, wenn sich die Individuen an gemeinsam gekannte und akzeptierte Standards des Zusammenlebens halten. Diese Standards oder Regeln, die für eine Mehrzahl von Individuen gelten, nennen wir soziale Normen. Soziale Normen werden im Sozialisationsprozess erworben, verinnerlicht („internalisiert“) und in Prozessen der Institutionalisierung verbindlich gemacht (vgl. Lektion III).

Internalisierung
und Institutio-
nalisierung
der Normen

3.2 Sozialwissenschaftliche Differenzierung des Normbegriffs

Schon bei oberflächlicher Betrachtung des sozialen Lebens ist offenkundig, dass es Normen mit sehr unterschiedlicher Verbindlichkeit und Bewusstheit gibt. Am wenigsten bewusst sind Normen in Handlungszusammenhängen, die zu den täglichen Gewohnheiten gehören. Den höchsten Grad an Verbindlichkeit haben Normen, die (straf-)rechtlich verankert sind und deren Einhaltung eingeklagt werden kann.

Unterschiedliche
Normverbindlich-
keiten

Für die Vielzahl der Normen, die menschliches Handeln leiten und die wechselseitige Orientierung ermöglichen, sei folgende Systematik vorgeschlagen:

- ▶ Einteilung der Normen nach dem Grad des Bewusstseins, des „Eingelebtheits“ (Weber), mit dem sie in der einzelnen Handlung präsent sind;
- ▶ Einteilung nach dem Grad der Verbindlichkeit und damit nach der Art (Strenge) der Sanktionen. Grob lassen sich unterscheiden:
 - Muss-Normen (z. B. Gesetze)
 - Soll-Normen (z. B. Sitten)
 - Kann-Normen (z. B. Bräuche, Gewohnheiten);
- ▶ Einteilung nach dem/den Adressaten und Handlungszusammenhängen: personenbezogen; gruppenbezogen; gesellschaftsbezogen; sachbezogen usw.;
- ▶ Einteilung nach dem subjektiv gemeinten Sinn, der sich mit ihnen verbindet: Norm als Wert, aber auch als leidiges Muss.

Gertrud Nunner-Winkler (1984) unterscheidet folgende Normbegriffe in den Sozialwissenschaften:

Der „statistische“ Normbegriff des Behaviorismus. Der Behaviorismus (von engl. *behavior* = Verhalten) ist für alle Sozial- und Humanwissenschaften eine grundlegende Verhaltenstheorie. Verhalten folgt einem Reiz-Reaktionsschema; wissenschaftlich ist nur relevant, was empirisch beobachtbar und überprüfbar ist.

Behaviorismus als
Verhaltenstheorie

Der statistische
Durchschnitt als
Verhaltensregel

Von einem „statistischen“ Normbegriff des Behaviorismus kann deshalb gesprochen werden, weil die am häufigsten vorkommende Norm – der statistische Durchschnitt also – zur verbindlichen Verhaltensregel, an der man sich orientiert, erklärt wird. Ein bekanntes Beispiel ist „die Moral der Kinsey-Reporte“, auf die Helmut Schelsky (1912–1984) in seiner „Soziologie der Sexualität“ (1983) hinwies. Die 1948 in den USA veröffentlichten Untersuchungen von Alfred G. Kinsey und seinen Mitarbeitern über das „wirkliche“ sexuelle Verhalten von Mann und Frau waren eine Sensation. Bisher normativ-ethisch eher als abnormal angesehenes sexuelles Verhalten wurde nun anhand der veröffentlichten Statistiken des „Durchschnittsverhaltens“ als normal angesehen.

Der soziologische Normbegriff in der Handlungstheorie. Der Normbegriff der Handlungstheorie nimmt seinen Ausgang bei Max Weber, der in den „Soziologischen Grundbegriffen“ ausführte, dass der oder die Handelnden „bestimmte Handlungsmaximen als irgendwie für das Handeln geltend: verbindlich oder vorbildlich“ ansehen (Weber 2002: 671).

Systemstabilität
durch Norm-
adäquanz

Die Handlungs- und Rollentheorie von Talcott Parsons (1902–1979) versucht, die „normative Übereinstimmung“ zwischen dem handlungsbereiten Individuum, das die Norm- und Wertvorgaben eines kulturellen Systems verinnerlicht (internalisiert) hat, und dem auf Stabilität bedachten sozialen System theoretisch (und praktisch) zur Deckung zu bringen.

Die Aufhebung des Normbegriffs in der ethnomethodologischen Kritik. Die Ethnomethodologie (zu diesem Ansatz von Harold Garfinkel vgl. Lektion V in Bd. 3 des „Einführungskurs Soziologie“) konzentriert die Aufmerksamkeit auf die „Basisregeln“ ganz konkreter Handlungssituationen und auf das, was dort tatsächlich abläuft. In der Sichtweise dieses Ansatzes gibt es keine von der Situation ablösbaren allgemeinen Normen, sondern Verhaltenserwartungen und Durchsetzungsstrategien. Im Handlungsvollzug selbst werden situationspezifisch Regeln und Normen generiert und selektiv angewandt.

Normgenerierung
im Handlungs-
vollzug

Hauptstadien der
Normentwicklung

Der ethische Normbegriff im rekonstruktivistischen Ansatz. Der rekonstruktivistische Ansatz der Normtheorie, der nicht soziologisch i. e. S., sondern entwicklungspsychologisch fundiert ist, versucht, die „Entwicklungslogik“ (Nunner-Winkler) der stufenweisen Moralentwicklung zu rekonstruieren.

Vorausgesetzt werden die Theorien der stufenweisen Entwicklung des moralischen Bewusstseins nach Jean Piaget (1896–1980) und Lawrence Kohlberg (1927–1987). Es gibt drei Hauptstadien: Auf einer ersten Stufe der präkonventionellen Moral entwickelt das Kind seine Handlungen an äußeren Handlungsabfolgen: „gut ist, was belohnt, schlecht, was bestraft wird“. Auf einer

nächsten Stufe werden die Erwartungen der Bezugsgruppen (Familie usw.) absolut gesetzt: „gut ist, was diese Gruppen als gut definieren“ (konventionelle Moral). Auf der Stufe der postkonventionellen Moral überwiegt die Orientierung an abstrakten Prinzipien, die selbst wiederum die Begründung und Rechtfertigung von Normen ermöglichen.

3.3 Verstärkung von Normen durch Sanktionen

Dass Normen übertreten werden, ist eine Alltagserfahrung; dass dies nicht zu oft – bis zur völligen Missachtung – geschieht, wird durch Sanktionen erreicht (vgl. hierzu Lektion VI).

Bei **Sanktionen** handelt es sich also um Reaktionen auf Verhalten (Handeln) mit dem Ziel, Konformität zu erzeugen. Wie bei den Normen muss auch bei den Sanktionen neben der regulierenden Funktion die handlungsorientierende gesehen werden, also nicht nur das Konformitätserzeugende der Normstruktur des Handelns, sondern auch dessen Orientierungsfunktion und Ordnungsstruktur.

Regulierung und Orientierung durch Sanktionen

Konformität kann durch Belobigung eines als positiv angesehenen Verhaltens erreicht werden. In diesem Fall spricht man von **positiven Sanktionen**. Bei Abweichungen von einem als wünschenswert angesehenen Verhalten wird das breite Spektrum von der Missbilligung bis hin zur Gefängnisstrafe als **negative Sanktion** bezeichnet.

Positive und negative Sanktionen

Entsprechend der Vielfalt der Normen und der Differenzierung der Erwartungen an die Träger sozialer Rollen lassen sich auch die Sanktionen vielfach untergliedern, z. B. nach ihrer Erwartbarkeit, ihrer Verbindlichkeit, ihrer Äußerungsform (mündlich; schriftlich; nur in Gesten, Mimik etc.).

Sanktionen gehören zum alltäglichen Handeln wie Normen, Werte und Sinn. Sie werden täglich von jedem Individuum sowohl empfangen – z. B. dadurch, dass der Nachbar einem den Gruß verweigert – als auch angewandt.

Allgegenwärtigkeit der Sanktionen

3.4 Verfestigung von Normbündeln zu sozialen Rollen

Soziales Handeln eines Individuums ist immer auf das Erwartungshandeln anderer Personen gerichtet. Wir erwarten von unseren Handlungspartnern, dass sie sich „rollenkonform“ als Vater, Studierender oder als Verkehrsteilnehmer verhalten. Einzelne Normen werden nur hervorgehoben, wenn es in der sozialen Handlung Dissens, also fehlende Übereinstimmung in den Austauschprozessen gibt. **Soziale Rollen** sind aus dieser Sicht immer zweierlei:

Handeln als Erwartungshandeln

Doppelpoligkeit des Rollenbegriffs

- ▶ die Verfestigung einer Reihe von Normen (und ggf. zugehöriger Gesten und sonstiger Symbole) zu bestimmten Verhaltenskomplexen;
- ▶ die Summe der Erwartungen, die *alter* (der Andere) an *ego* (mein Verhalten) richtet.

Soziale Rollen tragen also dazu bei – sowohl für das Individuum, das die Rolle „spielt“, als auch für die Mithandelnden –, dass in ansehbaren Situationen klar ist, was wie getan werden muss. Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit und Erwartbarkeit sind die Dimensionen, die *soziale* Rollen zu einem grundlegenden Element des Sozialen machen, zu einer Kategorie, die die Verschränkung von Individuum und Kultur (Gesellschaft, Sozialstruktur) besonders anschaulich zum Ausdruck bringt. Wenige andere soziologische Kategorien haben seit der Rezeption des vor allem in der amerikanischen Soziologie entwickelten Rollenkonzepts eine ähnlich breite Diskussion erfahren. Ralf Dahrendorfs *Homo sociologicus* (zuerst 1958) trug nicht nur zur Verbreitung dieses Begriffs bei, sondern steigerte auch das Unbehagen an der Rollenhaftigkeit des menschlichen Daseins: „Am Schnittpunkt des Einzelnen und der Gesellschaft steht *homo sociologicus*, der Mensch als Träger sozial vorgeformter Rollen. Der Einzelne ist seine sozialen Rollen, aber diese Rollen sind ihrerseits die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft“ (Dahrendorf 2006: 16). Zu Recht wurde Dahrendorf entgegengehalten, dass sich der Einzelne nur durch die Tatsache der Gesellschaft zu einem besonderen Individuum entwickeln könne.

Der rollen-
spielende Mensch:
homo sociologicus

Differenziert gehandhabt ist das Rollenkonzept ein unverzichtbares Analyseinstrument der Soziologie (vgl. Popitz 1975):

- ▶ Soziale Rollen stehen im Schnittpunkt von zwei grundlegenden sozialen Phänomenen: der sozialen Differenzierung (wie sie z. B. in der Arbeitsteilung zum Ausdruck kommt) und der sozialen Normierung.
- ▶ Der Rollenbegriff muss komplementär gesehen werden zur zugehörigen **sozialen Position**, die ein Individuum in einem sozialen Gebilde (wie Gruppe oder Organisation) einnimmt und mit der mehr oder weniger rigide festgelegt ist, was wann wie zu tun ist. Somit kann die soziale Position als der statische Aspekt, das konkrete Rollenhandeln als der dynamische Aspekt des sozialen Handelns angesehen werden.

Der Rollenbegriff steht ebenso wie der Begriff der sozialen Position im Spannungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft, das – im Gegensatz zu Annahmen und Hoffnungen in Sozialutopien und Gesellschaftstheorien – nur gemildert, nicht aber aufgehoben werden kann.

Zwei Ansätze lassen sich in der **Rollentheorie** unterscheiden:

- ▶ die eher rigide Rollenauffassung, die von den Anforderungen „der“ Gesellschaft bzw. der sozialen Systeme aus die Ansprüche an eine Rolle formuliert;
- ▶ die Rollenauffassung aus der Sicht des handelnden Individuums, das aus der angesonnenen Fremddrolle eine Eigenrolle machen will, um so seine personale Identität gegenüber der rollenspezifischen sozialen Identität zu behaupten (vgl. Goffman 2011: 19 ff.).

Zwei Ansätze der Rollentheorie

Die Ambivalenz in der (Sozial-)„Natur“ des Menschen, die mit einem Satz aus Kants Anthropologie zum Ausdruck gebracht wurde, lässt sich rollentheoretisch mit Lothar Krappmann (2005) auch wie folgt formulieren: Die personale Identität verlangt, so zu sein wie kein anderer; die soziale Identität verlangt, so zu sein wie alle anderen (in der gleichen Rolle).

Es gibt in den soziologischen Lexika mehr als vierzig Differenzierungen zum Rollenbegriff: von Rollenauffassung bis zur Rollenvorschrift. Nur eine Unterscheidung sei noch angefügt: die von selbstständig **erworbenen** und **zugeschriebenen Rollen**, die Ralph Linton (1893–1953) in die soziologische Begriffssprache einführte (Linton 1979). Die Bedeutung der zugeschriebenen Rollen (Herkunft, Alter, Geschlecht etc.) hat im Prozess der Modernisierung von Gesellschaften gegenüber den selbst erworbenen (z. B. Bildung, Beruf) abgenommen.

Erworbene und zugeschriebene Rollen

3.5 Handlungstypen und Orientierungsalternativen des Handelns

Die Differenzierung der Komplexität des Sozialen in soziale Rollen ist eine mögliche Einteilung; eine andere, ältere, ist die Untergliederung in **Handlungstypen**.

Eine erste Systematik stammt vom Mitbegründer der deutschen Soziologie, Ferdinand Tönnies (1855–1936). In seinem bekanntesten Werk, „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (zuerst 1887), unterschied Tönnies zwischen den gemeinschaftlichen und den gesellschaftlichen Formen des Handelns. **Gemeinschaftlich Handeln** heißt: Die Interaktionen in Familie, Sippe, Stamm, Nachbarschaft basieren auf genauer Kenntnis des Gegenübers; das Handeln ist nie nur zweckrational (s. u.), weil vom anderen immer mehr gewusst wird und in die Handlung eingeht, als erforderlich ist. Gemeinschaftliches Handeln impliziert eine bestimmte Sozialethik, ein Wir-Gefühl der Handelnden. Typisch für unseren Kulturkreis ist, dass man sich duzt.

Gemeinschaft und Gesellschaft als Handlungstypen

Gesellschaftliches Handeln bzw. die gesellschaftliche Normstruktur hat die Anonymisierung und Funktionalisierung des Handelns zur Basis. Typisch sind die Rollenhaftigkeit und Rollendifferenzierung der Handlungsstrukturen.

Jeder weiß über den anderen i. d. R. nur, was die spezifischen Handlungszwecke erfordern. Nähe und Vertraulichkeit werden als „tölpelhaft“ oder plump, bestenfalls als unbeholfen empfunden. Gesellschaftliches Verhalten setzt die radikale Trennung von Haushalt/Familie und Betrieb/Arbeitsstätte bzw. von Privatheit und Öffentlichkeit voraus. Doch damit sind die gemeinschaftlichen Formen des sozialen Handelns nicht einfach verschwunden. Bekommen bisher gemeinschaftlich basierte Institutionen der Kirchen, des Erziehungswesens, des Gesundheitswesens oder der Freizeit (Vereine) großorganisatorische Strukturen, so führt dies dazu, dass sich in ihnen neue Gemeinschaften ausbilden: informelle Gruppen, Cliquen und soziale Netzwerke.

An diese grundlegenden Formen des Handelns konnte Max Weber anknüpfen, als er in einer differenzierten Typologie zwischen Brauch, Sitte, Konvention und Recht unterschied (Weber 2002: 679).

Handlungsorien-
tierungen
nach M. Weber

Diese Typologie kann sich vielfach kreuzen mit den spezifischen Orientierungen (Absichten, Zwecken, Motiven, Emotionen), die die Handelnden in die genannten und in andere Handlungssituationen einbringen. Max Weber (2002: 673 ff.) unterschied folgende Orientierungen (bzw. Motivlagen) des Handelns:

- ▶ *zweckrational*: „durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als ‚Bedingungen‘ oder als ‚Mittel‘ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigne *Zwecke*“;
- ▶ *wertrational*: „durch bewußten Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten *Eigenwert* eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg“;
- ▶ *affektiv* (insbesondere emotional): „durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen“;
- ▶ *traditional*: „durch eingelebte Gewohnheit“.

Von hier war es nur ein konsequenter Schritt, wenn Talcott Parsons (1902–1979) versuchte, mit seinen *pattern variables* alle nur denkbaren **Orientierungsalternativen** eines Handelnden in bestimmten Handlungssituationen erschöpfend zu erfassen (Parsons 1960). Dabei unterschied er zwischen fünf Orientierungsalternativen, die die Individuen im Sozialisationsprozess internalisieren. Während die ersten Orientierungsmuster eher dem informellen Bereich, der Familie, zugeordnet werden, stehen die zweiten primär für formale Gruppen, Organisationen und Institutionen:

Schaubild 2 Orientierungsalternativen des Handelns nach T. Parsons

| | | |
|--|-----|---|
| <i>Affektivität</i> unmittelbare Bedürfnisbefriedigung | vs. | <i>affektive Neutralität</i> Aufschieben affektiver Bedürfnisse zugunsten der Befriedigung langfristiger Bedürfnisse |
| <i>Kollektivbezogenheit</i> Gemeinnutzen | vs. | <i>Selbstorientierung</i> Eigennutzen |
| <i>Partikularismus</i> Akzeptanz spezifischer/konkreter Gruppennormen | vs. | <i>Universalismus</i> Akzeptanz allgemeiner Normen |
| <i>Zuschreibung</i> Zugeschriebene Leistungen | vs. | <i>Erringen</i> Erworbene Leistungen |
| <i>Diffusität</i> Fokus auf die „ganze“ Person | vs. | <i>Spezifität</i> Fokus auf eine konkrete Rolle einer Person |

4 Werte und Wertbezogenheit des sozialen Handelns**4.1 Normen und Werte**

Mit der Frage nach der Sinnstruktur des Handelns, der handlungsleitenden und selegierenden Sinnfindung und Sinnaufschließung in einer bestimmten Handlungssituation, wurde ein Problembereich berührt, der für die Erklärung des Handelns unverzichtbar ist: seine Wertbezogenheit.

Unter **Werten** verstehen wir die allgemeinsten Grundprinzipien der Handlungsorientierung und der Ausführung bestimmter Handlungen. Werte sind Vorstellungen vom Wünschenswerten, kulturelle und religiöse, ethische und soziale Leitbilder, die die gegebene Handlungssituation sowohl steuern als auch transzendieren. Die in einer Gesellschaft vorherrschenden Wertorientierungen sind das Grundgerüst der Kultur (vgl. Lektion XII). Anthropologisch betrachtet übernehmen Werte als übergeordnete Orientierungsstandards für das „Mängelwesen“ Mensch Entlastungsfunktion.

Werte als Grundprinzipien der Handlungsorientierung

Da Werte aufgrund ihrer Allgemeinheit nicht verhaltenswirksam sind, werden sie situationsspezifisch in sozialen Normen operationalisiert. Normen als „Atome des sozialen Lebens“ funktionieren dabei auf Dauer nur, wenn die für das soziale Handeln wichtigsten Normen im Sozialisationsprozess verbindlich gemacht werden und ihre Befolgung als wertvoll (wichtig, wahr, richtig) in einem ethischen Sinn angestrebt wird.

Werte sind die ethischen Imperative, die das Handeln der Menschen leiten; sie sind Ausdruck dafür, welchen Sinn und Zweck Einzelne und Gruppen

„Wertrationales“
Handeln
nach Weber

mit ihrem Handeln verbinden (vgl. zur Entstehung von Werten Joas 2004). Nach der genannten Systematik von Max Weber handelt „wertrational“, wer sich „durch bewussten Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg“ leiten lässt.

4.2 Wertwandel

Die Wertfrage und die Bedeutung einzelner Werte haben in der Alltagswelt und den Sozial- und Kulturwissenschaften nichts an Brisanz verloren. Die Pluralisierung der Lebensverhältnisse, die Abnahme religiöser Wertbindungen im öffentlichen Leben, die geringe bzw. zurückgehende Bedeutung festgefugter Weltbilder und politischer Ideologien und andere Faktoren haben dazu geführt, dass die Fragen nach der Wertbindung und dem Wertwandel ein Dauerthema des Alltagsgesprächs, der Medien und der wissenschaftlichen Analyse sind. In diesen Diskussionen wie in den wissenschaftlichen Erörterungen der Wertproblematik ist bewusst, dass die Pluralität der Wertorientierung dort ihre Grenzen hat, wo der Gruppenkonsens oder die Integration der Gesellschaft gefährdet sind.

Dimensionen des
Wertwandels

In der intensiven Diskussion um den Wandel der grundlegenden Werte seit den 1960er Jahren wurden u. a. folgende Zusammenhänge deutlich:

- ▶ Gewisse Grundwerte, wie sie in modernen Verfassungen niedergelegt sind und z. B. auch im Katalog der Grundrechte des Grundgesetzes zum Ausdruck kommen (Art. 1–19), sind für die Integration moderner Gesellschaften unverzichtbar;
- ▶ mit dem sozialen und kulturellen Wandel ist immer auch ein Wandel von Werten und Orientierungsalternativen des Handelns (*pattern variables*) verbunden. Hierbei ist davon auszugehen, dass es zwischen dem ökonomisch-technologischen Wandel und dem Wandel im Kultur- und Wertbereich kein simples Abhängigkeitsverhältnis gibt – wie es die marxistische Basis-Überbautheorie postulierte –, sondern ein komplexes Wechselverhältnis. Ökonomisch-technologischer Wandel kann durchaus mit Wertkonstanz einhergehen und sich ändernde Einstellungen können überhaupt erst die Voraussetzungen für die Akzeptanz neuer Techniken und Produktionsmethoden schaffen;
- ▶ es sollte weniger von Wertwandel die Rede sein, als vielmehr davon, dass einzelne Werte, z. B. die an Arbeit, Leistung und Gehorsam, Autorität und Pflichterfüllung orientierten, unter veränderten Bedingungen einen anderen Stellenwert in der sozialen und individuellen Werteordnung be-

kommen. So genannte postmaterielle Werte treten hinzu: Werte der Naturerhaltung und der Partizipation, der Selbstverwirklichung, der Gruppensolidarität usw. (vgl. Klages 2001);

- ▶ Wertwandel führt nicht nur zur Veränderung von Einstellungen, sozialem Handeln und sozialer Wahrnehmung, sondern zugleich zur Veränderung von Institutionen, Normen und den Formen des Zusammenlebens (z. B. im familiären Bereich, im Wohnbereich oder in der Arbeitswelt);
- ▶ das Thema des Wertwandels verknüpfte sich, und das ist in Zeiten beschleunigten sozialen und kulturellen Wandels erwartbar, mit der Frage nach der Sinnsuche, den neuen sozialen und religiösen Bewegungen und mit dem Thema der Selbstfindung.

Damit schließt sich der Kreis: Änderungen der Wertordnungen führen zu neuen Selektionen von Sinn und können in Konflikt mit dem tradierten und immer umfänglicher kodifizierten Normgefüge geraten. Hier liegen die Gründe für die zahlreichen Konflikte, die das politische, soziale und kulturelle Leben bestimmen; sie sind schließlich die Voraussetzung für den Wandel bestimmter Normen, wie er sich in Gesetzen niederschlägt, aber auch für den Wandel von Institutionen, Organisationen und gesellschaftlichen Strukturen (über den Wertwandel in der bundesrepublikanischen Gesellschaft und seine Voraussetzungen in beiden deutschen Staaten bis 1990 siehe Meulemann 1996).

Durch Wertwandel
zum Normkonflikt
und sozialen
Wandel

5 Sinn

5.1 Vielschichtigkeit des Sinnbegriffs

Mit dem Sinnbegriff werden die bisherigen Aussagen über die Besonderheiten des sozialen Handelns in der Hinsicht zusammengefasst, dass das Handeln – im Unterschied zum Verhalten – nach Motiven und Zwecken reflektiert und zielorientiert abläuft.

Max Weber, der den Sinnbegriff – zur Charakterisierung der Besonderheiten menschlichen Handelns – zu einem Grundbegriff seiner „verstehenden Soziologie“ machte, hob hervor, dass der von den oder dem Handelnden gemeinte subjektive Sinn zu analysieren ist, um eine bestimmte Handlung als soziales Handeln zu verstehen.

Sinn als Basis
des Verstehens

Sinn (lat. *sensus*) ist zunächst das an körperliche Organe gebundene Vermögen (des Menschen), Reize aus der Außenwelt wahrzunehmen und sie mit spezifischen Empfindungen und schließlich Vorstellungen bewusstmäßiger Art in Verbindung zu bringen. So kann man zwischen den äußeren Sinnen wie dem Geruchs-, Tast- und Hörsinn und den inneren Sinnen der

Äußere und
innere Sinne

Wahrnehmung unterscheiden. Es gibt verschiedene philosophische Schulen, die von den Außenweltreizen ausgehen und auch das geistig-sittliche Verhalten der Menschen auf dieser Basis deuten.

Offenheit des
Zeithorizonts

Ein interessantes handlungsrelevantes Phänomen ist die mit der Welt-offenheit zugleich gegebene Offenheit des Zeithorizonts. Der Mensch kann bewusstseinsmäßig zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft pendeln, im Extremfall nur aus Erinnerungen leben oder nur für die Zukunft aktiv sein; er kann sich im religiös fundierten Bewusstsein ganz auf ein Jenseits, auf seine Wiedergeburt oder welche Transzendenzen des Diesseits auch immer beziehen. Das Bewusstsein kann, um es paradox auszudrücken, „handlungs- und situationsflüchtig“ sein.

Leistungen
des Sinnbegriffs

Für die Erklärung des sozialen Handelns ist der Sinnbegriff aus folgenden Gründen unverzichtbar:

- ▶ Er hilft, die spezifische Form der Wahrnehmung, die das Verhalten anderer Menschen deutbar und verstehbar macht, zu kanalisieren;
- ▶ er macht über die konkrete Handlungssituation hinaus die sie tragende Kultur (den Zusammenhang der Normen und Werte eines Gesellschafts-systems) einsehbar.

Annahmen zum
Sinnverstehen

Es ist offenkundig, dass in diese Bestimmungen mehrere Annahmen und Voraussetzungen eingegangen sind:

- ▶ dass jedes Individuum zum „Sinnverstehen“ in der Lage ist;
- ▶ dass von bereits „vergesellschafteten“, d. h. mit spezifischen Normen und Werten ausgestatteten Individuen ausgegangen wird;
- ▶ dass Kultur ein zusammenhängendes, für den Menschen verstehbares und sie leitendes Normen- und Wertsystem ist;
- ▶ dass Menschen nach Sinn und den sie „leitenden“ Kulturwerten suchen.

Überschätzung
der Sinnhaftigkeit
des Handelns?

Allerdings wird im Alltagshandeln wie in der Wissenschaft zu unkritisch davon ausgegangen, dass der Handelnde immer sinnorientiert und reflexiv, also bewusstseinsmäßig, sein Handeln steuert und zu ihm Stellung nimmt: es bewertet, einordnet, legitimiert usw. Vilfredo Pareto (1848–1923) hat in seinem „Trattato di sociologia generale“ (1916) als einer der Ersten darauf hingewiesen, dass Handlungen und ihre Deutungen durch das Individuum zwei verschiedene Dinge sind, dass – entgegen den Annahmen Max Webers – sehr viel weniger bewusst gewollt und geplant abläuft, als nach der Behauptung vom vernunftgemäßen, „rationalen“ Handeln vorausgesetzt wird. Zu Recht sprach Pareto davon, dass ein Großteil der individuellen Handlungen einer nachträglichen Rationalisierung, Motivation und Sinngebung unterliegt.

5.2 Doppelpoligkeit von Sinn

Zum Verständnis der vorstehenden Aussagen seien einige Differenzierungen zum Sinnbegriff von George Herbert Mead (1863–1931) und Alfred Schütz (1899–1959) angeführt.

Mead (2005: 115 ff.) fragte danach, wie die „gegenseitige Anpassung der Handlungen verschiedener menschlicher Wesen“ möglich sei und identifizierte Sinn als zentralen Faktor dieser Anpassung. Hierbei ist die Doppelpoligkeit des Sinnbezuges hervorzuheben: Der Handelnde will, dass seine Handlung – seine Geste, sein Sprechen, sein Lächeln usw. – in bestimmter Weise verstanden wird. Sinn als Selektion aus sehr vielen Möglichkeiten des Verstehens, die Festlegung auf etwas Bestimmtes, erlaubt dem „Empfänger“ der Geste oder des Sprechaktes eine eindeutige Decodierung (eine sinnverstehende Entschlüsselung der Zeichen).

Sinn als Selektion

Die andere Seite des Sinnbezuges ist darin zu sehen, dass in der Handlung selbst Sinn produziert und reproduziert wird und dies ein Element, ein Baustein des Kulturprozesses und der Identität einer bestimmten Kultur ist. In den Worten Meads (2005: 121): „Der Begriff ‚Sinn‘ weist zwei Merkmale auf, Teilnahme und Mitteilbarkeit. Sinn kann nur insoweit entstehen, als irgendeine Phase der vom Individuum im anderen ausgelösten Handlung auch in diesem selbst ausgelöst werden kann“. Anders formuliert: Partizipation und Kommunikabilität sind im Sinn sowohl vorausgesetzt als auch durch ihn generiert.

Handlung als
Sinnproduktion

Es ist ein faszinierender Tatbestand, dass jeder Mensch in jeder Handlungssituation gleichsam ein Nachschöpfer und ein Schöpfer von Sinn ist. Vieles ist zwar Routine, Alltag, „eingelebt“ (Max Weber), eine nur reproduzierte „kulturelle Selbstverständlichkeit“ (Peter R. Hofstätter), aber eben nicht alles. Wie signifikante Zeichen und Gesten gebraucht werden und die Sprache ihre „Töne“ (die ja bekanntlich die Musik machen) bekommt, das unterliegt dem Vermögen des schöpferischen, aktuell handelnden Individuums.

Die Doppelpoligkeit des Sinnbegriffs wird auch deutlich in der Kritik von Alfred Schütz an der wohl bekanntesten Definition des sozialen Handelns, der von Max Weber. Schütz fragte in seinem 1932 zuerst erschienenen Buch „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“: Was heißt es, dass der Handelnde mit seinem Handeln einen Sinn verbindet und der andere in diesem Kontext vorgegeben ist? Der Hauptvorwurf von Schütz lautete, dass Weber den Sinnbegriff viel zu undifferenziert verwende; er mache „zwischen dem Sinn des Erzeugens und dem des Erzeugnisses“ einer Handlung ebenso wenig einen Unterschied wie „zwischen dem Sinn eigenen und fremden Handelns bzw. eigener und fremder Erlebnisse, zwischen Selbstverstehen und Fremdverstehen“. Zudem werde die Intersubjektivität des gemeinten Sinnes von We-

Sinnkonstitution
durch Intersubjek-
tivität

ber nicht genügend herausgearbeitet. Nur über diese Intersubjektivität ergebe sich „der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ (vgl. Schütz 2004).

5.3 Die Selektionsleistung von Sinn für die Orientierung

Selektion von
Sinn ermöglicht
Orientierung

Bei Niklas Luhmann, der „Sinn als Grundbegriff der Soziologie“ (1971) vorschlägt, bekommt der Sinnbegriff im Rahmen seiner Systemtheorie eine ganz bestimmte Wendung: Nur die Fähigkeit der Individuen zur Selektion von Sinn, d. h. aus der Vielzahl möglicher Handlungen (Gesten usw.) die für sie „richtigen“ zu wählen, ermöglicht Orientierung in einer komplexen Welt. Komplexität bezeichnet den für jedes handelnde Individuum leicht aufweisbaren Tatbestand, dass es stets mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns gibt, als aktualisiert werden können. Man muss auswählen, sich entscheiden. Ein in der Philosophie und Entscheidungstheorie oft erörtertes Problem taucht hierbei auf: Ist das Bewusstsein von vielen Möglichkeiten eher handlungshemmend oder eher entscheidungsfördernd?

Sinn als Mechanismus zur Reduktion
der komplexen
Welt

Es gibt andere „Mechanismen“ und „Medien“ zur Reduktion dieser komplexen Welt, wie die „sozialen Universalien“ Geld, Macht, Liebe, Recht, aber immer geht es um spezifische, handlungstypische Formen der Reduktion vielfältiger Sinn-Möglichkeiten und der Identifikation eines bestimmten Sinnes. Eine Definition von Luhmann lautet: „Der Sinnbegriff ist die Ordnungsform menschlichen Erlebens“ (1971: 31).

Diese „Funktion“ kann Sinn nur haben, wenn sinnkonstituierende Systeme vorausgesetzt werden. Im Sozialisationsprozess lernen die Individuen, diesen Sinn der Traditionen und der Institutionen, letztlich einer bestimmten Kultur, zu erfassen und ihn für sich selbst kommunizierbar zu machen.

Vorstrukturierung
des Handlungsfeldes durch
Sinnsysteme

Sinn hilft aber nicht nur, die Komplexität der Welt handhabbar zu machen, sondern auch, diese zu erhalten. Damit wird der über-individuelle, kulturell vermittelte und gesellschaftlich manifeste Gehalt von Sinn, seine bereits angesprochene Doppelpoligkeit, deutlich. Alles sinnhafte Handeln gehört zum Kontext vorgegebener Sinn-Systeme mit ihren je eigenen Werten und Normen und den zu Rollen verfestigten Erwartungen der Mithandelnden. Solche Sinn-Systeme sind z. B. die Familie, die Universität, das Wirtschaftsleben, der Straßenverkehr. Die Mehrzahl individueller Handlungen hat also einen vorgegebenen Bezugsrahmen in institutioneller, personeller, kognitiver und sinnhaft-motivierender Hinsicht.

Zusammenfassend kann festgehalten werden:

- ▶ Menschen handeln in bestimmten Situationen auf der Basis von „Bedeutungen“, die sie selbst (als Sinn) in die Handlungssituation einbringen;
- ▶ jeder Mensch geht mit einem vor-strukturierten Alltagswissen in die einzelnen Handlungssituationen; die Welt, in der er handelt, ist bereits eine kulturelle, interpretierte Welt, die für ihn einen individuellen Sinn hat;
- ▶ soziales Handeln ist ein interpretativer, mit dem (oder den) Handlungspartner(n) jeweils neu ausgehandelter Prozess, in dem sinngebende Deutungen über Sprechakte, Gesten, Mimik etc. die Erwartungen strukturieren.

Informationsteil

Kommentierte Literatur zur Einführung

Abels, H., Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie, Wiesbaden 42007

Dieser Band, ursprünglich ein Studententext für die Fernuniversität Hagen, eignet sich vorzüglich zur Einführung in die Begriffe und Theorien, die hier nur angedeutet werden konnten (er ist auch für die Lektionen III und IV zu empfehlen). Auf insgesamt 200 Seiten werden in sechs Kapiteln folgende Theoretiker und Theorien, unter besonderer Berücksichtigung der jeweils relevanten Begriffe, behandelt: George Herbert Mead – eine Einführung; Herbert Blumer – Symbolischer Interaktionismus; Alfred Schütz und die Grundlegung der phänomenologischen Soziologie; Berger und Luckmann – Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit; Ethnomethodologie – über Methoden des Handelns im Alltag; Erving Goffman – Techniken der Präsentation.

Esser, H., Soziales Handeln, Bd. 3 des sechsbändigen Werkes „Soziologie“, Frankfurt/New York 2002

Dieses Werk ist eine der umfassendsten deutschsprachigen Darstellungen der Grundlagen und der Bedeutung des sozialen Handelns.

Hingewiesen sei hier insbes. auf die Kap. 10 und 11, die das für das soziale Leben so wichtige Phänomen des Tausches behandeln, dem nicht nur in archaischen Gesellschaften – wie die Untersuchung von Marcel Mauss (frz. 1923/24) herausfand – eine für das soziale Leben und seine Integration zentrale Rolle zukommt. Esser nennt eine große Anzahl soziologischer Werke, die zeigen, dass „die soziologische Theorie des Tausches nahezu alle zentralen Themen und Probleme der Soziologie“ umfasst.

Joas, H., Die Kreativität des Handelns, Frankfurt 2002

Joas möchte mit seinem Ansatz herausarbeiten, dass es neben einer mehr rational orientierten Theorie des Handelns und einer, die den Normbegriff ins Zentrum der Betrachtung stellt, einen weiteren Gesichtspunkt gibt, der den offenkundig kreativen Charakter der individuellen Handlungsentwürfe hervorhebt.

Hier ist vor allem das erste, 100 Seiten umfassende Kapitel wichtig, da es die Entstehung der Handlungstheorie bei wichtigen Theoretikern herausarbeitet. Es folgen zwei Kapitel, die an Beispielen – bis hin zur „Konstitution des Körperschemas“ – die Kreativität des Handelns verdeutlichen. Das abschließende Kapitel („Kreative Demokratie“) stellt die Verbindung von Kreativität und Kollektivität her.

Luckmann, T., Theorie des sozialen Handelns, Berlin/New York 1992

Luckmann definiert Handeln u. a. als „Grundlegung der menschlichen Welt“. Er skizziert einleitend die Entwicklung der Handlungstheorie von Aristoteles bis in die Gegenwart. Ausführliche Kapitel sind den Themen gewidmet: Die Zeit- und Sinnstruktur von Handlungen, Handeln und Gesellschaft (insbes. unter dem Aspekt der Institutionalisierung sozialen Handelns). Ein Glossar zu wichtigen Begriffen ergänzt dieses Einführungswerk.

Miebach, B., Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung, 3., aktual. Aufl., Wiesbaden 2010

Der Band eignet sich zum vertiefenden Studium, weil er auf folgende Begriffe und Problemfelder differenzierend und anschaulich eingeht: Unterschied von sozialem Handeln und Verhalten; soziales Handeln in Rollen und im Alltag (mit Rezeption der hier wichtigen Schriften von Goffman); soziales Handeln in den Strukturen der Lebenswelt und in sozialen Systemen.

Weber, M., Soziologische Grundbegriffe, in: Ders., Schriften 1894–1922, hrg. von D. Kaesler, Stuttgart 2002, S. 653–716 (zuerst 1922)

Einer der bekanntesten Texte der soziologischen Literatur; er entwickelt in 17 Paragraphen (Weber war ursprünglich Jurist) eine höchst komprimierte Begrifflichkeit, auf die immer wieder zurückgegriffen wird (zu Webers Begriffen „Macht und Herrschaft“ vgl. auch Lektion IX).

Im Kap. 1 wurde nur der Anfang von § 1 („Soziales Handeln“) zitiert; die Erläuterungen dazu umfassen die „Methodischen Grundlagen“ (mit Erklärungen zum Sinnbegriff und der Methode des Verstehens) und eine Explikation zum Begriff des sozialen Handelns. § 2 behandelt die „Bestimmungsgründe des sozialen Handelns“ (hier finden sich die im Kap. 3.6 in Kurzform zitierten vier grundlegenden Formen = Bestimmungsgründe des sozialen Handelns). § 4 behandelt die Typen des sozialen Handelns wie Brauch und Sitte. Aber auch die übrigen Paragraphen bzw. Begriffsexplika-

tionen sind zum Verständnis des sozialen Handelns als Grundlage aller nur denkbaren Formen von „Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung“ (§ 9) wichtig.

Zitierte und empfohlene Literatur

- Cassirer, E.*, Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur, Frankfurt a. M. ²2007 (orig. engl. 1944)
- Dahrendorf, R.*, Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Wiesbaden ¹⁶2006 (zuerst in: KZfSS, Heft 2 u. 3 des 10. Jg. 1958)
- Durkheim, E.*, Die Regeln der soziologischen Methode, Frankfurt a. M. ⁶2007 (orig. frz. 1895)
- Gehlen, A.*, Anthropologische und sozialpsychologische Untersuchungen, Reinbek 1993
- Ders.*, Der Mensch, seine Natur und seine Stellung in der Welt, Frankfurt/M. 1993 (textkritische Edition, Bd. 3; zuerst 1940)
- Giddens, A.*, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a. M. ³1997
- Goffman, E.*, Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a. M. 2005 (orig. amerik. 1971)
- Ders.*, Interaktionsrituale, Frankfurt a. M. ⁷2005 (orig. amerik. 1972)
- Ders.*, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München ⁹2011 (orig. amerik. 1959)
- Hall, E. T.*, Die Sprache des Raums, Düsseldorf 1976 (orig. amerik. 1966)
- Heuberger, F.*, Problemlösendes Handeln. Zur Handlungstheorie von G. H. Mead, A. Schütz und Ch. S. Peirce, Frankfurt a. M. 1992
- Honneth, A./Joas, H.*, Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1980
- Joas, H.*, Die Entstehung der Werte, Frankfurt a. M. ³2004
- Klages, H.*, Werte und Wertewandel, in: *Schäfers, B./Zapf, W.*, Hg., Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen, ²2001, S. 726–738
- Kohlberg, L.*, Die Psychologie der Moralentwicklung, Frankfurt a. M. ³2006 (Nachdruck)
- Krappmann, L.*, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart ¹⁰2005 (zuerst 1971)
- Lenk, H.*, Hg., Handlungstheorien – interdisziplinär, 4 Bde., München 1977–1984
- Linton, R.*, Mensch, Kultur, Gesellschaft, Stuttgart 1979 (orig. amerik. 1936)
- Luckmann, T.*, Theorie des sozialen Handelns, Berlin/New York 1992
- Luhmann, N.*, Sinn als Grundbegriff der Soziologie, in: *Habermas, J./Ders.*, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt a. M. 1971, S. 25–100
- Marx, K.*, Die Frühschriften, hrg. von S. Landshut, Stuttgart ⁷2004 (zuerst 1932)

- Mauss, M.*, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt a. M. ⁴1999 (orig. franz. 1923/24)
- Mead, G. H.*, Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a. M. 2005 (orig. amerik. 1934)
- Meulemann, H.*, Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wiedervereinten Nation, Weinheim/München 1996
- Nunner-Winkler, G.*, Art. „Normen“, in: *Kerber, H./Schmieder, A.*, Hg., Handbuch der Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen, Reinbek 1984
- Pareto, V.*, Allgemeine Soziologie, München 2006 (orig. ital. 1916)
- Parsons, T.*, Pattern Variables Revisited, in: *American Sociological Review* 25/1960
- Plessner, H.*, Die Frage nach der *Conditio humana*. Aufsätze zur philosophischen Anthropologie, Frankfurt a. M. ²1985 (zuerst 1976)
- Popitz, H.*, Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie, Tübingen ⁴1975 (zuerst 1967)
- Ders.*, Die normative Konstruktion von Gesellschaft, Tübingen 1980
- Schäfers, B.*, Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen, Wiesbaden ³2014
- Schelsky, H.*, Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Reinbek bei Hamburg 1983 (zuerst 1955)
- Schütz, A.*, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Bd. 2 der Werkausgabe, Konstanz 2004 (zuerst 1932)
- Ders./Luckmann, T.*, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003 (zuerst 1979/1984)
- Tönnies, F.*, Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt ⁴2005 (reprogr. Nachdruck der 8. Aufl. von 1935; zuerst 1887)

Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie

Korte, H.; Schäfers, B. (Hrsg.)

2016, IX, 316 S. 17 Abb., 3 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-13410-5